



Glauben heißt an Gott dran bleiben

Predigt zur Jahreslosung 2020

Pfarrerin Berenike Brehm, Petruskirche Jesingen
02.02.2020

I „*Ich glaube – hilf meinem Unglauben*“ - die Jahreslosung kommt mitten aus einer Geschichte im Markusevangelium. *Ich glaube – hilf meinem Unglauben* schreit dort ein verzweifelter Vater Jesus entgegen. Sein Sohn ist krank. Nichts konnte ihn bisher heilen. So vieles hat der Vater schon versucht - doch nichts hat geholfen. Jetzt ist Jesus die letzte Chance dieses Vaters. Einen langen Weg ist der Vater gekommen. Eine lange Geschichte mit dem kranken Kind liegt hinter ihm. Immer wieder muss er die Anfälle seines Sohnes mit ansehen. Der Sohn bekommt Schaum vor dem Mund, krümmt sich auf dem Boden. Gerät manchmal gefährlich nahe ans Wasser oder ans Feuer. Und der Vater weiß nicht, was er tun soll. Ihn überfordert das total. Er und alle anderen können sich dieses merkwürdige Verhalten nur so erklären: Ein böser Geist muss den Sohn ergriffen haben. Tagtäglich lebt die Familie mit dem Gefühl, das Haus mit einer bedrohlichen Macht zu teilen. Und noch mehr: Die anderen im Dorf wollen lieber nicht in der Nähe von denen sein, die mit einem Schatten im Haus leben. Vielleicht legt sich der Schatten dann ja auch über einen selbst. So spüren der Vater und seine Familie, wie sie nicht ins Bild passen. Sie hören, wie die anderen über sie reden.

II Heute würden wir die Anfälle des Sohnes als Epilepsie bezeichnen. Aber auch, wenn wir einen Namen dafür haben: Die Unsicherheit im Umgang mit Krankheit ist geblieben. Wenn man nicht weiß, welche Worte passen und welche Gesten helfen. Wenn da der demente Mann sitzt, vor sich hin nuschelt und weit weg aus dem Fenster starrt, oder sich auf einmal die Kleider auszieht. Dann fühle ich mich überfordert. Komme vielleicht lieber nicht mehr zu einem Besuch. Wenn die depressive Nachbarin nicht mehr aus dem Haus geht, und wenn ich sie doch mal sehe, immer nach unten blickt. Dann bin ich ratlos, womit ich ihr eine Freude machen könnte. Spreche sie vielleicht lieber gar nicht erst an. Und nicht nur, dass ich oft nicht weiß, wie ich mit der Krankheit anderer umgehen soll. Auch, wenn ich selbst von Krankheit betroffen bin, ist da dieses Gefühl, als läge ein Schatten über meinem Leben. Als sei die Krankheit wie ein Schatten, der mich verfolgt, und mich von denen ausschließt, die ein „normales“ Leben haben. Ängste und Sorgen lassen mich kaum mehr einschlafen. Denn ich weiß nicht, ob der morgige Tag wohl Gutes bringt. Ich habe Angst, anderen zur Last zu fallen. Oder mein gesteigertes Bedürfnis nach Aufmerksamkeit treibt andere immer weiter von mir weg.

III Alleine dastehen, Angst haben, mitansehen müssen, wie jemand leidet, den man doch so sehr liebt und für den man sich auch verantwortlich fühlt – schon eines davon wäre Lebensaufgabe genug. Doch alles drei bestimmt das Leben des Vaters. Die Krankheit des Sohnes ist zu seinem Lebensthema geworden. Wo der Vater auch mit dem Sohn bisher hinging:

Keiner konnte ihnen helfen. So oft wurde der Vater schon enttäuscht, dass er selbst daran zweifelt, ob Jesus wirklich helfen kann.

Kannst du wirklich helfen, Jesus? Diese Frage stelle ich mir auch manchmal. Wenn Angst mich nicht einschlafen lässt, sind da diese Zweifel, ob Gott überhaupt da ist. Wenn die anderen über mich tuscheln, frage ich mich, ob Gott mich wirklich lieben kann. Wenn ich Krankheit mit ansehen muss, zerreißt mein Inneres fast an der Frage, wie Gott das zulassen kann.

Trotzdem: In all seiner Angst und Bedrängnis wendet sich der Vater mit seiner Sehnsucht nach Veränderung an Jesus. Aber er hält seine Bitte an Jesus kurz: *Wenn du kannst, dann hilf uns* – sagt er schlicht zu Jesus. Doch Jesus antwortet nur: *Was heißt hier: Wenn du kannst? Wer glaubt, kann alles.* Da schreit der Vater auf: *Ich glaube – hilf meinem Unglauben.* In diesem Ruf schwingt so vieles mit. Enttäuschte Hoffnungen, bange Verzweiflung, trotzige Wut über all die Hilflosigkeit. Tiefer Schmerz, das Leiden des Sohnes mit ansehen zu müssen. Die Scham, derjenige mit dem kranken Kind zu sein. Die Angst, der eigene Glaube könnte zu schwach sein. Der rger, dass Jesus nicht sofort hilft. Der Zweifel, ob Jesus den Sohn wirklich heilen kann. Der Ruf des Vaters ist kein banales, belangloses: „Ja, ich glaub scho, dass es da irgendwo was gibt, das man Gott nennen könnte.“ Oder: „Ja, du bist ja schon ein toller Mann, Jesus.“ Für solche Beliebigkeiten ist die Lage viel zu ernst. Er kann sich jetzt nicht mehr alle Möglichkeiten offen lassen. Für den Vater geht es genau jetzt um alles oder nichts. Deswegen springt er ins kalte Wasser. *Ich glaube* - sagt er schnell. Dann erschrickt er, welch große Worte er gesprochen hat. Und schiebt schnell nach: – *hilf meinem Unglauben.*

IV Mitten im Leiden, in der Angst, im Ausgeschlossen sein, bekennt sich der Vater zu Jesus. Mitten in seinem ganz und gar unperfekten Leben bekennt er, dass er nur ein Mensch ist, der auf die Hilfe Gottes hofft. Ich finde das unheimlich stark und mutig von diesem Vater! Zu sagen: Ich kann es nicht allein. Ich brauche Hilfe. Und: Ich mache meinen Glauben nicht von einem „gelingenden“ Leben abhängig. Das ist für mich ein echt herausforderndes Vorbild. Ein Vorbild, das mich fragt: Kannst du auch glauben, wenn dein Leben gerade nicht rund läuft? Wenn Krankheit dich überfordert, in deinem Leben scheinbar nichts gelingen mag, die Gesellschaft dich an den Rand drängt. Kannst du dann auch sagen: Ich glaube? Und: Wo bist du mit deiner eigenen Kraft am Ende? Wo müsstest du zugeben: Ich kann es nicht allein. Ich brauche Hilfe. Wo solltest du rufen: „Hilf mir, Jesus!“?

V Bei diesen Fragen habe ich persönlich eine Situation ganz besonders vor Augen: Ich saß als junge Studentin am Strand. Vor mir das blaue Meer. Es hätte so schön sein können; doch meine Augen, meine Gedanken fanden in diesem Moment keinen Halt. Ich steckte in einer tiefen Krise. Ich hatte keine Kraft mehr. Glauben war anstrengend geworden: Es ging nicht mehr darum, Gott zu lieben und mich von ihm lieben zu lassen. Es ging nur noch darum, ob ich ihm genüge. Ob ich es schaffe „richtig“ zu leben. Ein langer Weg hatte zu diesem Moment am Strand geführt, aber in diesem Moment war ein für alle Mal klar: So wie bisher geht es nicht weiter. Ich sah nur zwei Möglichkeiten. Entweder trennt sich mein Weg jetzt von Gott. Oder ich mache mich mit Gott neu auf den Weg. Entweder ich verbanne Gott aus meinem Leben, glaube nicht mehr an seine Existenz und lebe ohne ihn weiter. Oder ich wage es neu glauben zu lernen.

Gehe suchend, tastend weiter. Ohne zu wissen, wohin genau. In mir war es so unruhig und ich wusste: Diese Unruhe würde nur ein Ende finden, wenn ich mich entscheide. Doch letzten Endes war es eigentlich gar keine Entscheidung. Denn während ich mit mir rang, welchen Weg ich gehen will, merkte ich immer deutlicher: Etwas hält mich zurück den Weg ohne Gott einzuschlagen. Ich konnte diesen Weg einfach nicht gehen. Ich sagte deswegen so ungefähr zu Gott.: „Ok, ich glaube weiter an dich. Also ich versuche es zumindest. Aber ich weiß nicht mehr wie. Lehre du mich anders von dir zu denken und zeige mir einen anderen Weg an dich zu glauben.“ Oder kurz zusammengefasst in den Worten des Vaters: *Ich glaube – hilf meinem Unglauben.*

VI Für den Vater, wie für mich hat dieser Satz viel verändert: Der Sohn wurde tatsächlich geheilt und das Leben der Familie war ab jetzt ein ganz anderes. Ich selbst habe wenig später das Studienfach gewechselt und begonnen Theologie zu studieren. Im Laufe des Studiums wechselte ich vom Lehramt aufs Pfarramt und heute stehe ich vor Ihnen.

Dieser Vater und auch meine eigene Geschichte, erinnern mich immer wieder: Es kommt nicht darauf an, wie viel Glauben ich habe. Gott misst meinen Glauben nicht an seiner Größe. Und ein fester Glaube ist ihm nicht mehr wert als ein zweifelnder. Denn mein Glaube ist kein Besitz. Ich kann ihn nicht selbst herstellen oder mir antrainieren. Glaube, ist, wie ich lebe. Eine lebendige Beziehung. Wenn ich mein ganzes Leben vor Gott bringe. Den ganzen Weg, der hinter mir liegt. Die zarte Zukunft, die ich mir erhoffe. Die Gefühle, die mich gerade umtreiben. Glauben ist, immer wieder neu bei Gott bleiben. Auch, wenn er mir gerade so unheimlich fremd ist. Denn um sagen zu können: „Ich glaube.“, muss ich mir meines Glaubens gar nicht 100% sicher sein. Es müssen nicht erst alle Fragen geklärt und jeder Zweifel beiseite geräumt sein. Im Gegenteil: Glaube ist, wenn ich es einfach zu versuche - wie schwach meine eigene Kraft auch sein mag.

Darum kann ich munter und frei einfach losgehen. Wohin der Weg auch führt. Denn Jesus ist ja an meiner Seite. Er wird mir helfen. Amen.